

Und er hat dann wirklich noch verziehen, vielleicht weil er hörte, daß die kleine, dumme Anne-Mie bald nach diesem Besuch beim Großvater sehr krank geworden ist. Sie mußte lange im Bett liegen, und dann war sie so schwach, daß der Arzt gebot, sie schleunigst in ein stärkendes Solbad zu schicken.

Anfang Juli war's, an einem heißen Morgen, als der Großvater einen Brief in den Händen hielt, den er halblaut las.

Seine Tochter schrieb ihm, daß sie heute mit ihren beiden Kleinen — Lieschen hatte Sommerferien — nach dem Badeort führe und durchs Dörfchen komme, aber wegen der Schwäche der Anne-Mie nicht aussteigen dürfe. Ob Großvater sich in seinem Rollstuhl wohl nach der Station fahren lassen könne?

„Das kann ich freilich,“ sagte der Großvater laut und sah den früchteschweren Kirschbaum an, als wollte er sagen: Was meinst du?

Und der Baum nickte. Und dann wippte er auf einmal mit seinem herrlichsten kirschbeladenen Zweig so auffallend vor Großvaters Augen hin und her, daß Großvater ganz erstaunt fragte: „Was willst du denn?“

Auf einmal aber verstand er's. „Ja so!“ rief er laut und lachte. „Den ganzen schönen Zweig willst du hergeben? Den soll ich unseren Mauseln ins Abteil reichen mit einem schönen Gruß von dir?“

Der Baum rauschte nun mit allen seinen sommerharten Blättern „Ja!“ Und da ward Guste mit einem scharfen Messer hinausgeschickt und mußte den Zweig ganz leise und behutsam abschneiden, daß es nicht weh tat. Und dann bekam Großvater, als er in seinem

Rollstuhl nach der Bahn gefahren wurde, den Zweig in die Hand.

„Ist das eine Pracht!“ sagten alle Leute, die er unterwegs traf.

Aber wie jubelten erst die Kinder! Die waren halb verschmachtet von der Fahrt in der glühenden Hitze. Und nun gab's Kirschen, saftige, süße, direkt vom Kirschenast!

Als der Dank und der Jubel vorüber war, fragte Lieschen den Großvater zum Coupeefenster hinaus ganz leise und schüchtern: „Großvater, ist's von deinem Baum?“

Großvater nickte. „Ja, mein Kirschbäumchen läßt euch grüßen! Es schickt euch den Zweig!“

„Ist's nicht mehr böse?“ rief da Anne-Mie mit einem ganz hellen Klang in ihrem schwachen und müden Stimmchen.

Großvater rief: „Nein, das seht ihr ja! Wohl bekomm's euch, läßt euch mein Bäumchen sagen!“



Ausgerissen.

Mutter, erzähl' uns was!“
„Kinder, ich weiß wirklich nichts Neues mehr!“
„So erzähl' uns etwas, was wir schon kennen! Am liebsten das von der Schürze!“
Mutter lachte und schüttelte den Kopf.
„Das habt ihr schon tausendmal gehört!“

„O, nur noch ein einziges Mal erzähl' es uns, liebe, liebe, süße Mutter!“

Da widerstand die Frau Doktor nun nicht länger und hob die Lieblingsgeschichte der Kinder mit einem tiefem Seufzer der Erinnerung an.

. . . Ja, ja, Kinder, glaubt mir's, ich war ein fürchterlicher Saufewind! Was habe ich meiner armen, guten Mutter zu schaffen gemacht, ich fürchte, mehr als alle vier Brüder zusammen!

Es war nicht leicht für die Arme, uns fünf Kinder durch die Welt zu bringen. Der Vater war gestorben, als ich, die Jüngste, noch nicht zwei Jahre zählte. Jede andere Frau hätte das Gut, dessen Bewirtschaftung wahrlich nicht leicht war, damals verkauft. Aber die Mutter setzte ihren Stolz darein, es für uns zu erhalten. Sie stand früh mit der Sonne auf und war abends die Letzte, welche die Augen zur Ruhe schloß. Mit musterhaftem Beispiel ging sie den Leuten voran.

Aber doch war die Aufgabe, die sie übernommen hatte, fast zu schwer für ihre schwachen Kräfte. Die Sorgen nahmen kein Ende, und trotz diesem Riesensleiß war das Auskommen manchmal gar mühsam.

Sie hatte niemanden, der ihr mit Rat zur Seite stehen konnte. Keiner ihrer Angehörigen lebte mehr; ihre beiden Schwestern hatte sie früh verloren, und auch ihr älterer Bruder, der angebetete Liebling ihrer Kinderjahre, galt seit langen Jahren für tot. Er hatte Rechtswissenschaft studieren sollen, aber ein schmerzhaftes Kopfleiden hatte ihm das Lernen unsäglich schwer gemacht; er hatte sich bis aufs äußerste angestrengt

und war schließlich doch nicht durchs Examen gekommen.

Aus Scham darüber hatte er die Heimat verlassen, um in weiter Ferne sein Glück zu suchen. Ein einziges Mal war ein Lebenszeichen von ihm aus Amerika angelangt. Er schrieb, er werde nicht eher ruhen und rasten, bis er sich zu einer anständigen Lebensstellung emporgearbeitet habe, und er hoffe, bald gute Nachrichten geben zu können.

Aber diese guten Nachrichten kamen nie, — zwanzig Jahre gingen darüber hinweg, und Dunkel Alfred galt längst als tot, von der Mutter im stillen aufs innigste beweint.

Es war gar zu schwer, mit fünf Kindern so ganz allein, ohne Freund und Berater in der Welt zu stehen.

Und dazu machten wir ihr auch noch das Leben schwer — wir Schlimmen. Mit meinem Leichtsinne hatte sie vor allen Dingen zu kämpfen. Ich hatte eine wahre Leidenschaft, auf Mauern und hohe Bäume zu steigen, durch Hecken zu brechen, in Pfützen und Tümpel zu fallen und dabei die von der Mutter mühsam genährten Kleiderchen und Schürzen so rasch wie möglich ihrem Ende nahe zu bringen. Tausendmal hatte ich schon unter glühenden Tränen Besserung gelobt. Ich liebte meine Mutter sehr und wollte sie gewiß nicht betrüben. Aber die Versuchung war so unendlich groß. Warum hingen die rubinroten, süßen Himbeeren gerade im tiefsten Dornendickicht, daß man sich beim Pflücken die Kleider zerriß? Warum hatte man nirgends in der Welt eine so himmlische Aussicht über Felder und Landstraßen als vom hohen Gabelast der großen Eiche, die beim

Niedersteigen regelmäßig irgend ein Band oder ein Schürzenzipfelchen an einem knorrigen Zweige zurückbehielt? Und warum standen die geliebten braunen Rohrkolben so weit drinnen im grünen Sumpf, daß man sich regelmäßig Schuhe und Strümpfe naß machte, wenn man sie holen wollte?

O, es mußte unendlich schwer und mühsam sein, meine Kleidung immer nett und sauber zu halten! Die Mutter saß nicht umsonst so oft bis Mitternacht beim Scheine des Öllämpchens wach und stichelte sich die müden Finger wund.

Nettigkeit, peinliche Sauberkeit ging ihr über alles. Ich sollte durchaus immer ebenso niedlich aussehen wie Pastors sanftes, blondes Mariechen und wie Doktors flinke Röse, deren Mütter freilich nicht viel mehr zu tun hatten, als ihren Töchtern weiße Schürzchen und Unterrockchen zu sticken.

Mariechen, Röse und ich hatten gemeinsamen Unterricht bei einer jungen, freundlichen Lehrerin, die beim Herrn Pastor wohnte. Sie gab uns jeden Morgen drei Stunden, ging nachmittags mit Mariechen spazieren und überwachte deren Schularbeiten.

Röse und ich waren unterdessen gewöhnlich beisammen, lernten erst und spielten dann. Einen Nachmittag war Röse bei mir, am andern lief ich zu ihr ins Doktorhaus. An Lebhaftigkeit und nichtsnutzigen Einfällen haben wir es einander beide, so glaube ich, gleich getan.

Ich sehe die Mutter noch vor mir, wie sorgsam prüfend sie meinen Anzug immer überschaute, wenn ich früh ins Pastorhaus oder nachmittags zu Doktors Röse

hinüberging. Ich sollte vom Kopf bis zu den Füßen glatt und blank aussehen wie ein Püppchen im Schau- fenster. Fast immer gab es da noch etwas zu verbessern, glatt zu streichen oder festzusticheln. Es war unglaublich, wie rasch ich zu einem Fleck oder zu einem Risse kam.

Einmal nun gab es einer mit Kirschsafft besleckten Schürze wegen das schrecklichste Herzeleid. Die Schürze war mir frisch gewaschen vorgebunden worden und sollte für den Nachmittag mit ausreichen. Sie war die letzte des Duzends; erst am andern Tage kam wieder ein neuer Vorrat aus der Plättstube herauf. Es war auch gar zu unbesonnen, daß ich nach dem Mittagessen, ohne die Schürze vorher abzubinden, auf den großen Kirschaum hinaufstieg. Schwarze Herzkirschenflecke auf hellrotem Kattun — ihr könnt euch denken, wie das aussah, und wie schmerzlich die Mutter über meinen Leichtsinnschalt, als sie das Unglück sah. Ich empfand selbst ein wahres Grauen vor meiner Achtlosigkeit, als ich die Arme so klagen und zanken hörte. Ernste, heilige Besserungsvorsätze stiegen in meinem Herzen empor. Sogar meine Strafe erschien mir ganz natürlich und gerecht. Sie bestand darin, daß ich nicht zu Röse hinübergehen durfte. Ohne Schürze war ein kleines Mädchen in der Mutter Augen nicht denkbar, und eine Schürze, die ich hätte vorbinden können, besaß ich ja nun nicht mehr. Ernst und wehmütig ergab ich mich also in mein schweres Geschick.

Doch nicht allzu lange. Ein Ausweg war auch in meinen schwersten Schmerz Anfällen gewöhnlich bald gefunden. Ich hatte noch nicht ein halbes Stündchen allein in der Laube bei den Schularbeiten gefressen —

die Seele voll Sehnsucht nach Röse und der großen, grünen Schaukel in des Doktors Garten, als plötzlich eine Erleuchtung über mich kam.

Es lag ja noch eine Schürze in Mütterchens oberstem Kommodenfach, die weiße, feine, blaugestickte, die mir die Frau Pate am vorigen Weihnachtsfest geschickt hatte! O, wenn die Mutter sie doch herausgäbel! Wenn ich damit zu Röse hinüberdürftel! Ich glühte vor Sehnsucht, meinen Wunsch erfüllt zu sehen. Voll Bangen und Zagen suchte ich die Mutter auf, um sie recht innig zu bitten, daß sie mir die Schürze anvertraue und mich damit ins Doktorhaus lasse. Ich wollte sie gewiß schonen und hüten. Daß ich mich von heute an bessern wollte, war ja so wie so in meiner Seele eine fest beschlossene Sache.

Der Zufall war mir günstig. Ohne daß ich es von meinem Platz aus bemerkte, hatte die Mutter Besuch bekommen, die alte Frau Gräfin vom Nachbargut. Sie saß mit dem Gast auf dem blumengeschmückten Kiesplatz vor dem Hause; beide Damen stickeen und plauderten. Als ich auf die Mutter zugeflogen kam, ihr die Arme um den Hals schlang und mit tausend Schmeichelworten um die Schürze bat, — natürlich erst, nachdem ich der Frau Gräfin mein tiefstes Knickschen gemacht hatte — da war sie viel leichter gewonnen, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Vielleicht wollte sie meinem Bitten ein rasches Ende machen, weil die alte Dame mit so sonderbaren Augen auf meine heißen Backen und meine vom raschen Lauf verwirrten Haare sah, vielleicht wollte sie mich Wildfang diesen Nachmittag überhaupt lieber beim Herrn Doktor sehen

als daheim. Die alte Frau Gräfin haßte Kindergeschrei.

Kurz und gut, sie gab nach, die Liebste, Beste.

„Ich verlasse mich darauf, daß der Schürze nichts geschieht!“ rief sie mir noch ernstestones nach, als sie mich mit den Schlüsseln ins Haus schickte, damit Dora mich kämme und umkleide. „Kein Knitter, kein Fleckchen darf am Abend zu sehen sein!“

Ich versprach alles, und ich war festen Willens, mich den ganzen Nachmittag kaum zu rühren, um das empfindliche Kleidungsstück nicht der geringsten Gefahr auszusetzen.

Röses Jubel war groß, als sie mich kommen sah. Sie hatte schon eine Stunde lang an der Gartentür auf der Lauer gestanden. Nun wollten wir rasch unsere französische Aufgabe zusammen schreiben und dann mit den Puppen spielen. Schaukeln, Himbeeren pflücken wäre freilich schöner gewesen, aber ich hatte der Röse gleich aufs entschiedenste mitgeteilt, welche Entfugungspflicht mir die schöne Schürze auferlegte, die ich trug. Nun, am Ende kann man beim Spiel in einem so entzückenden Puppenzimmer, wie Röse es besaß, auch ganz glücklich sein.

Ein halbes Stündchen verging noch mit Tändeln und Schwätzen, ehe wir uns an die Arbeit setzten, dann aber griffen wir mit Feuereifer nach dem „kleinen Ahn“, der alten französischen Grammatik, aus der wir Kinder damals unterrichtet wurden. In einer Stunde war das Schwierige vollendet.

„Punktum!“ rief ich und spritzte triumphierend die Feder aus. In demselben Augenblicke fiel ich beinahe

vom Stuhle vor Entsetzen. Ein mächtiger schwarzer Tintenfleck war mitten auf meine Schürze gefallen. Mit furchtbarer Deutlichkeit zeichnete er sich von dem haarfeinen, weißen Batiststoff ab.

Wahrhaftig, ich hätte sterben mögen, so fassungslos war ich, so verloren erschien ich mir in diesem Augenblicke. Daß ich schneeweiß im Gesicht geworden bin, weißer als die Schürze, hat mir Röse später oft erzählt.

Unter endlosem Jammer, unter flutenden Tränen verfiel ich auf die Idee, den Fleck auszuwaschen.

Wir gingen in Röses Schlafzimmer und tauchten die Schürze mit ihrer Unglücksstelle ins Waschbecken, rieben und seiften, natürlich mit wenig Erfolg. Der schwarze Fleck wurde zwar etwas blasser, aber mindestens sechsmal so groß; die häßliche, nasse Stelle kam noch dazu, um das niedliche Schürzchen zu entstellen.

Todbetäubt legte ich dasselbe, um es wenigstens wieder zu trocknen, aufs sonnenbeschienene Fensterbrett. Aber die liebe Sonne trocknete an Zuminachmittagen auch nicht im Handumdrehen. Was tun? Was beginnen? Röses Mutter war über Land gefahren, sonst hätte ich mir vielleicht ein Herz gefaßt und sie um Rat gefragt. Wer sollte mir nun aber raten?

„Ich weiß, was wir tun!“ jubelte Röse da auf einmal mit schlaudem Gesicht. „Daß ich nicht eher daran dachte! Schwefel! Schwefel! Der hilft gegen alle Flecke! Better Max hält sich ein Schwefelholz brennend an die Zähne, wenn er Kirschchen gegessen hat! Und ich weiß es genau: die Mutter hat einmal einen Rotweinfleck mit einem Schwefelholz aus einem

Tischtuch vertrieben. Schwefelhölzer stehen hier auf des Vaters Nachttisch. Nun weine nicht mehr! Lustig! lustig! Dir kann geholfen werden!“

Ach, wie freudig atmete meine zerknirschte Seele wieder auf! Röse war doch ein Tausendsasa! Welch ein einziges Glück, daß ich eine solche Freundin besaß!

In zitternder Aufregung machten wir uns beide nun sofort an die Fleckvertilgung. Ich hielt die Schürze breit auseinander, Röse nahm ein Streichholz zwischen die Finger, setzte es in Brand und hielt es nun in vorsichtiger Entfernung unter den Fleck, so daß sich das feine bläuliche Schwefelhölzchen über die ganze schwarze Untat verbreitete.

„Er wird schon blässer!“ jubelte ich atemlos.

Was aber weiter geschah, war fürchterlich. Ich weiß nur, daß ich einen gellenden Schrei ausstieß. Eine Flamme schlug mir gegen das Gesicht. Ich ließ die Schürze fallen, sie lag auf dem Boden und brannte lichterloh. Daß wir beiden Rindsköpfe Geistesgegenwart genug besaßen, rasch das Waschbecken über sie auszugießen und den Brand zu löschen, ist mir heute noch ein Wunder.

Nie werde ich diesen Augenblick vergessen: der gelblumte Teppich von einer Hochwasserflut überschwemmt, und darin schwimmend ein nasses, verkohltes, formloses Fezchen — meine Schürze!

Ein Dieb, ein Mörder, der vor dem Hochgericht steht, kann sich nicht sündhafter, verlorener, erbarmungswürdiger vorkommen als ich.

Es war mir, als läge das Paradies meiner Kindheit in Trümmern vor meinen Füßen. Alles, alles war

vorbei, was hold und herrlich war. Nie, nie, konnte ich mich wieder vor das Angesicht meiner Mutter wagen mit diesem Geständnis, mit dieser Schuld!

Während Röse mit blutrotem Gesicht auf dem Fußboden lag und der Reihe nach mindestens sechs Handtücher dazu benutzte, den Wasserschwall aufzutrocknen, saß ich in stumpfen, dumpfen Sinnen, reglos, wie geistesabwesend am Tisch.

Ein furchtbarer Entschluß dämmerte in meiner Seele auf.

„Reiß mir ein Blatt aus deinem Schreibhefte, ich habe einen wichtigen Brief zu schreiben!“ war das erste Wort, das ich nach einer halben Stunde bedrückenden Schweigens zu der Freundin sprach.

Röse war in ihrem Schuldbewußtsein noch viel großmütiger, als ich verlangte. Sie hatte noch einen letzten rötlichen Briefbogen mit einem Veilchenstrauß und der Inschrift „Ich gratuliere“ in ihrer kleinen Schreibmappe. Ich wußte, welches Opfer sie brachte, indem sie denselben schweigend und traurig vor mich hinlegte.

Auf diesen Bogen schrieb ich — an meine Mutter. Ich hatte nicht umsonst oft von ihr gehört, was mein Onkel Alfred vor langen Jahren in der Verzweiflung seines Herzens beschlossen und getan hatte. Ich kannte den Wortlaut jenes Briefes, den er den trostlosen Eltern hinterlassen. Unglücklicher als ich konnte er damals nicht gewesen sein. Flucht vom Vaterhause war auch in meinen Augen jetzt der einzige, allereinzige Ausweg, der mir blieb.

Ich brachte Folgendes auf das rosenfarbige Papier:

„Teure Mutter!

Verzeihe Deinem unglücklichen Kinde. Ich habe eine Schuld auf mich geladen, die Du mir nie verzeihen kannst. Und deshalb entfliehe ich in die Ferne und trete nicht eher wieder vor Dein Angesicht, bis ich dort mein Glück gefunden habe.

Grüße die Brüder und fluche nicht meinem Andenken.
Deine Lina.

N. S. Die Schuld betrifft die Schürze.“

Welch ein düsteres Hochgefühl bei allem Schmerz, Rösens neugierige Augen von fern auf diesen Brief gerichtet zu sehen und ihr mit keinem Worte zu verraten, was ich schrieb! Nein, niemand sollte wissen, wozu die Neue mich trieb. Röse mußte mir schwören, den Brief, den ich in ein blaues, gleichfalls von ihr geschenktes Kuvert steckte, erst nach dem Abendessen meiner Mutter ins Haus zu tragen. Früher würde man mich nicht erwarten und vermissen. Und dann war ich schon weit, weit über alle Berge!

Unter feierlichen Andeutungen sagte ich Röse Lebewohl. Ich ging durch die Hintertüre des Doktorhauses ins Freie hinaus, lief zwischen den wogenden Kornfeldern auf die Landstraße, bog dann in einen Seitenweg und eilte nach dem Walde. Quer durch die Tannenpflanzung ging ein schmaler Pfad nach dem drei Stunden entfernten Badeort Grünau. Dort wollte ich mich, wie Allerleirauh und Tausendschön in den Märchen, als Küchenmädchen verdingen. Ich konnte ja Bohnen schneiden, Schoten aus-hülsen und Geschirre abtrocknen. In der Asche des Herdes wollte ich gern schlafen zur Sühne für meine Schuld.

Ohne Atem zu holen, ohne nur eine Minute still zu stehen, lief ich weiter und weiter. Die Sonne ging glühend rot hinter den dunklen Stämmen nieder, und tausend Vogelstimmchen zwitscherten ins Abendgold. Ich kam mir selbst rührend vor, wie ich so einsam und verlassen mit meinem schweren, trostlosen Herzen hineinwandelte in die schöne Welt. Als auch der Hunger noch zu meinem Schmerz kam, wäre ich beinahe umgekehrt. Aber nein, nein, die Heimat war nicht mehr da für mich! Die Mutter würde mich nicht mehr sehen wollen, nachdem ich sie so bitter gekränkt hatte! Weiter, weiter mußte ich wandern!

Und ich schritt rüstig und eilends fort, Stunde um Stunde. Die Dunkelheit kam, und ich wollte doch so gern vor Nacht ein Obdach finden. Schrecklicher Weise teilte sich plötzlich der Weg, und ich wußte nun nicht, sollte ich's rechts oder links wagen. Auf's Geratewohl lief ich nach rechts, aber als ich ein Viertelstündchen gegangen war, erschien mir der Weg so fremd und unheimlich, daß ich sicher war, falsch gegangen zu sein. Ich lief zurück bis an die Kreuzung und nahm nun den andern Pfad, der deutlich geradeaus lief. Obgleich schon zum Umsinken müde, rannte ich weiter. Schwaches, flimmerndes Mondlicht begann mir zu leuchten — unmöglich konnte ich sehr weit mehr von Grünau entfernt sein. Vorwärts! Vorwärts! kommandierte ich meine schwindenden Kräfte.

Der Pfad nahm kein Ende; taumelnd, halb im Traume, bis zum Umsinken erschöpft, bin ich noch ein paar Stunden weiter gelaufen, dann schimmerte es plötzlich schneelig weiß zwischen den Stämmen; das mußte

die Grünlitz sein, an der der Badeort, das Ziel meiner Wanderung, lag. Dann ging es noch über eine Brücke, und ich mußte Häuser vor mir sehen.

Wie erschrak ich, als ich aus dem Walde trat und alles so ganz anders fand: das weiße, glänzende Band, das ich für die Grünlitz gehalten, war eine breite, unbekannte Landstraße gewesen. Ich hatte keine Idee, wohin ich geraten war. Felder dehnten sich weit, weit hinaus im Mondenglanz, rechts erhoben sich Hügel, und in nicht allzuweiter Ferne strahlten ein paar goldene Lichtchen auf. Ich mußte unendlich weit vom Hause entfernt sein, in einer Gegend, die ich nie zuvor gesehen hatte.

Schluchzend und ratlos sank ich am Waldrande nieder ins weiche Moos. Ich wollte ein Weilchen ruhen und dann weitergehen. Aber ohne daß ich es gemerkt habe, muß ich eingeschlafen sein; das lange Laufen hatte meine Kinderkräfte wohl völlig erschöpft; nicht einmal die Sonne, die mich sonst mit ihren Strahlen immer aus dem Bette lockte, weckte mich am andern Morgen auf. Ich habe bis weit in den vollen, goldenen Tag hinein geschlafen, und es mag mancher frühe Fußgänger nahe an mir vorbeigegangen sein, ohne daß ich erwachte.

Erst ein Räderrollen und ein helles Pferdegewieher weckten mich auf. Verträumt, verwundert öffnete ich die Augen.

Was war denn das alles? Ich lag mit feuchten Kleidern im hohen Grase; ein hoher, feiner Reisewagen hielt dicht vor mir, und eben sprang ein Herr mit blondem Bart und breitrandigem, grauem Filzhut von demselben hernieder.

„Wahrhaftig ein kleines Mädchen! Das ist ja ein merkwürdiger Fund!“ rief er und sah mich mitleidig und freundlich an. „Wer bist du? Wie kommst du denn hierher, armes Kind?“

Bei dieser Frage fiel mir mein ganzes, schweres Unglück wieder ein. Ich sprang flugs auf die Beine.

„Ich darf nicht sagen, wer ich bin!“ rief ich unter Schluchzen.

„Warum schläfst du denn hier im kalten Tau? Warum gehst du nicht nach Hause?“ fuhr er fort, mich mit erstaunten Blicken musternd.

„O Gott! Ich habe — — ich bin — — ich kann nicht mehr nach Hause!“ stotterte ich verwirrt.

Der fremde Herr begann zu lachen. „Kutscher,“ rief er, „ich glaube, wir nehmen den Findling kurz und bündig mit! Irre ich nicht, so haben wir einfach ein Ausreißerchen vor uns. Kleines Fräulein, wie steht's, willst du vielleicht mit mir nach Amerika kutschieren?“

Ich sah ihm fest und ernst ins Antlitz und sagte: „Ja!“

„Oho,“ gab er zur Antwort, „und deine Mutter, deine Angehörigen, was werden die dazu sagen?“

Mit einem tiefen, tiefen Seufzer senkte ich den Kopf. „Ich habe eine Schuld auf mich geladen,“ gestand ich mit dem Wortlaut meines Briefes, „die sie mir nie verzeihen können.“

Der Fremde stutzte. „Was du sagst!“ rief er, halb belustigt, halb gerührt. „Und nun willst du die Deinigen auf immer verlassen?“

Ich glaube, ich kam mir in diesem Augenblicke ganz interessant vor in meiner Rolle.

„Ja!“ sagte ich. „Ich entfliehe in die Ferne und trete nicht eher wieder vor ihr Angesicht, bis ich dort mein Glück gefunden habe.“

Bei diesen Worten ging auf einmal eine merkwürdige Veränderung in dem Gesichte des fremden Mannes vor. Es wurde dunkelrot.

„Was für seltsame Worte sprichst du denn da?“ fragte er aufgeregt, indem er sich zu mir niederbeugte und den rechten Arm liebevoll um meine Schulter legte.

„So habe ich der Mutter gestern geschrieben,“ stotterte ich, „und so ähnlich, sagt die Mutter, hat auch mein Onkel Alfred, der nach Amerika gegangen ist, an seine Eltern geschrieben, vor langen Jahren —“

Mehr konnte ich nicht sagen, denn ich wurde auf einmal emporgehoben und von dem fremden Manne mit heißer Leidenschaft auf Stirn und Mund geküßt.

„Dein Onkel Alfred?“ rief er. „Mein Kind, was du da sagst! An deinem Gesichtchen, an deinen blonden Haaren und schwarzen Augen hätte ich's schon sehen müssen, und ich habe es nicht gemerkt — —: Du bist das Kind meiner Schwester! Alfred Linius heißt dein Onkel, nicht wahr? Ja, staune nur, Alfred Linius ist wiedergekommen, Alfred Linius hat endlich sein Glück gemacht! Alfred Linius bin ich! Seit Monaten suche ich eure Spur von Stadt zu Stadt, bis ich endlich euren richtigen Wohnort erfuhr. Und nun sage, wo finde ich deine Mutter? Wo wohnt ihr?“

„Wo wir wohnen?“ sagte ich ganz verwirrt. „Ach, das ist weit, weit von hier; den Weg finde ich gar nicht; unser Dorf heißt Scharnberg, sechs, acht Stunden von hier kann es wohl sein.“